

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 31 (2024)
Heft: 344

Artikel: Einst war hier Pangäa
Autor: Meyer, Marguerite
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einst war hier Pangäa

Ein Spaziergang zwischen Dinosauriergewächs, an knallblauen Buchten entlang bis zu einem vergitterten Tor. Die Mai-Flaschenpost aus Lampedusa.

VON MARGUERITE MEYER

Es riecht nach Nacht und nach Frühling. Der Rollkoffer rumpelt hinter mir auf dem unebenen Teer her. Hier gehst du nach rechts, ein Stückchen vor, dann biegst du links in die Via Roma ein, deutet mir der junge Mann, der neben mir im Flugzeug sass. Wir hatten uns in einem Mischmasch aus Englisch und Italienisch unterhalten und nach der Landung den kleinen Weg eine Zigarette lang geteilt.

Es ist ein etwas kühler Montagabend, als ich auf Lampedusa ankomme. Der kleine Flughafen ist keine zehn Minuten zu Fuss vom gleichnamigen Hauptort entfernt. Wobei «Hauptort» leicht übertrieben ist – ein paar tausend Einwohner:innen leben hier, in der einzigen richtigen Siedlung der Insel. Die politische Gemeinde wird sich mit der Nachbarinsel Linosa geteilt. Ich ziehe meinen Koffer weiter durch die Gassen und die Stille, die Trottoirs sind hochgeklappt. Die Via Roma klingt mir entgegen – in ein paar Cafés sitzen vereinzelt Gäste, eine junge Frau wischt zum Feierabend den Boden. Die Gelateria hat noch geöffnet, verlockend türmen sich Gelati in verschiedenen

Farben hinter der Scheibe. Ein paar Abende später wird sich hier beim Karaoke die Inseljugend ins Wochenende singen.

Am nächsten Morgen begrüsst mich vor dem Hotelfenster der Blick auf den Hafen, wie kleine Möwen sitzen die Fischerboote auf dem Wasser und leuchten weiss. Sie sind schon von ihrem ersten frühen Fang zurück, bevor ich aufgewacht bin. Ich war noch nie hier auf dieser Insel, obwohl sie sich als Schlagwort aus den Nachrichten ins kollektive Gedächtnis gebrannt hat. Ich bin spät dran in der Zeitgeschichte, ich weiss. Jetzt bin ich doch noch wegen einer Reportage hier gelandet, am nächsten Tag sind die ersten Termine angesetzt.

Hoch auf dem Hügel neben dem Hafen thront die Statue der Santa Barbara auf einem kleinen Vorsprung. Hier kann man sitzen, mit einem guten Ausblick. Es ist friedlich, nur der Wind zerzaust die Haare – an Frisur ist nicht zu denken. Macht nichts, die Sonne wärmt auf der Haut und die Ruhe lässt mich ankommen; das Mittelmeer glitzert sich in die Ferne hinein. Vor mir ankert ein Boot der Küstenwache, zu

meiner Linken und Rechten erstrecken sich Pflanzen über den Hang – die gedrungene Palmen und mannshohen Farne rascheln im Wind, dazwischen stoische Kaktusfeigen. Wie Dinosauriergewächs, geht es mir durch den Kopf, obwohl ich natürlich keine Ahnung vom Mesozoikum habe, ausser dass sich hier einst der Superkontinent Pangäa über die ganze Welt erstreckte und es kein Afrika und Europa gab.

Ein paar Tage später, der erste Blick auf den Hafen ist schon ein wenig zur Routine geworden: Die Via Roma, die kleine Fussgängerzone, ist am frühen Morgen in eine entspannte Geschäftigkeit getaucht. In der Apotheke steht eine Handvoll älterer Leute an, es gibt hier Medikamente, Lippenstift und Gehstöcke zu kaufen. Gegenüber ist ein kleiner Carrefour-Supermarkt, davor steht ein Verkaufswagen mit frischen Früchten und Gemüse. Ich kaufe zwei Bananen und beschliesse, ins Inselinnere zu spazieren. Schliesslich esse ich seit drei Tagen hier jeden Morgen zum Frühstück ein unglaublich buttriges, unglaublich feiss gefülltes «Cornetto al Pistacchio». Und nein, normalerweise

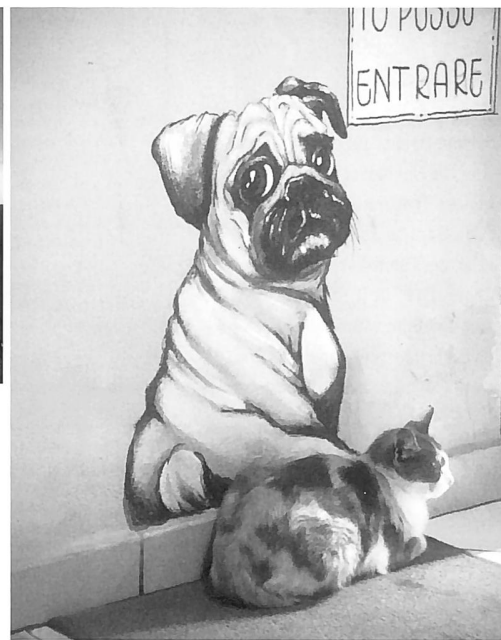


Die Fussgängerzone Via Roma. In der Nebensaison schlendern die Einheimischen hier oder singen in der Bar Karaoke. Im Sommer quetschen sich hier tausende Tourist:innen durch.

Saiten, 05/24



Die Heilige Barbara, Schutzpatronin der Bergleute und der Artillerie, wacht über dem Hafen und der Öffnung zum Meer.



«Io posso entrare»: Wer darf denn jetzt hier rein? Eingangstüre einer kleinen Bar in Lampedusa.

ist es kein Thema, aber ich fühle bei jedem Bissen den Hosenbund etwas weiter werden und das augenblickliche Glücksgefühl wachsen.

Es sei die schönste Zeit, hier zu sein, sagen mir alle, mit denen ich spreche. Die Leute sind ausgesprochen freundlich. Der junge Mann im Café fragt: Du bist aber nicht aus Italien, oder? Es ist wohl seine Höflichkeit, denn mein Italienisch lässt zu wünschen übrig. Ich verneine, und es sei mein erstes Mal hier. Ah, du hast die schönste Zeit erwischt, sagt er, bevor die Tourist:innen kommen. Nicht zu kalt, nicht zu heiss. Im Sommer ist viel los, Chaos, sagt er und lacht auf.

Einige Stunden zuvor hatte ich mich im Hotel beim Frühstückskaffee mit der Frau vom Hotel und den zwei einzigen anderen Gästen unterhalten. Alle seien wegen der Geflüchteten hierhergekommen, meinte sie, für unser Leben interessieren sie sich nicht so, nicht die Journalist:innen und auch nicht die Tourist:innen. Sie sagt es ohne Bitterkeit, zuckt mit den Schultern, «wir kennen das schon lange und leben unser Leben». Sie schüttelt den Kopf, warum bloss das alles riskieren, und dann: «Ich habe auch die winzigen Babys gesehen von den Booten», spannt die Hände auf, um zu verdeutlichen, wie klein die sind, und schüttelt nochmals den Kopf: «gli poveri».

Es ist seltsam unironisch, dass die beiden anderen Gäste zwei Polizisten vom Festland sind – aufgrund von Personalmangel helfen jeweils wochenweise Beamte aus Palermo und selbst aus Norditalien aus. Der eine, aus Milano, hat ein breites Lachen und einen kräftigen Händedruck. Er arbeite beim Hotspot, sagt er mir. Hotspot heisst das hier, nicht Camp und nicht Registration Center, dort wo die Ankömmlinge aus den Nusschalen aus dem Meer in Bussen hingebacht werden,

zumindest die Überlebenden. Was ich hier tue, fragt er. Ich bin Journalistin, antworte ich. Ah, du schreibst sicher über Migration, sagt er, ohne einen Anflug von Spott oder Sarkasmus oder Verärgerung. Fakt ist Fakt, ein Jeder tut Seines.

Zum Hotspot könne man gut zu Fuss, sagt die Frau vom Hotel. Ich solle auch zum Spiaggia del Coniglio, das sei ein fantastischer Strand, einer der schönsten in Europa. Alle sind sich einig. Und es stimmt, das Meer, das in die Buchten der Insel dringt, leuchtet hier in Farben, die an Bildern aus den Malediven erinnern; Flecken von hellem Azur wechseln sich mit Tiefblau ab.

An einem fremden Ort sollte man auf die Einheimischen hören, also gebe ich einfach «Hotspot» auf Google Maps ein. Tatsächlich, die Location ploppt sofort auf, dann gehe ich los. Der Weg führt über eine kleine Hauptstrasse in die Hügel Richtung Inselinneres. Derzeit blüht alles, zwischen Aloe Vera streuen sich gelbe Blumen und legen sich wie kleine Teppiche zwischen die Gebäude und Felder. Ab und zu kreuzt jemand meinen Weg, neugierige Blicke aus dem Auto, manchmal hebt einer die Hand zum Gruss. Der Pöstler auf dem Töff fährt mehrmals an mir vorbei, irgendwann nicken wir uns zu. Die Häuser entlang der Strasse sind in Gelb- und Rosatönen gehalten, in der steten Brise schwingt Wäsche zum Trocknen hin und her. Es ist friedlich, aber auch etwas langweilig. Kleinstadt halt, irgendwie.

Die Strasse führt an einem grossen Parkplatz vorbei – Yachten, Schnellboote. Es wird gehämmert und lackiert, Fitmachen für die Sommersaison. Nicht die Boote, die man zwingend mit Lampedusa in Verbindung bringt, denke ich. Auf dem Asphalt liegen etwas Sand und lose Steinchen, es knirscht

unter den Sohlen. Zu warm für die Winterschuhe, denke ich. Ich komme an einem Landwirtschaftsbetrieb vorbei, im grossen Garten arbeiten Leute an Gemüsebeeten, eine Gruppe sitzt an einem runden Tisch und bespricht etwas. Es ist ein nachhaltiges Projekt, lese ich auf einer Infotafel. Gegenüber: ein Platz voller Ambulanzen, Autos, ein Reisebus.

Gemäss Karte bin ich gleich am Ziel. Ein Stück weiter wird die Strasse etwas rauer und enger und ohne Häuser, sie führt zum Beginn eines kleinen Tals. Und da ist er, der Hotspot, vor mir. Ich gehe zum Gittertor, zwischen den Stäben sehe ich ein paar Menschen. Vier gelangweilte Polizisten sitzen da, fragend schauen sie mich an. Ob ich reingehen könne, frage ich. Derjenige, der am jüngsten aussieht, ist offenbar motivierter als seine Kollegen. Er würde jemanden von der Hotspot-Leitung holen, meint er, ich solle draussen warten.

Einige Minuten später kommt der Leiter, gibt mir die Hand. Die Sonnenbrille behält er auf, während er mit mir spricht. Ob ich reinkönne, frage ich. Er verneint. Besuche seien nicht erlaubt, auch nicht von Journalist:innen oder Anwalt:innen. Ob er mir ein paar Fragen zum Hotspot beantworten könne, frage ich. Er sagt, es tue ihm leid, das ginge nicht. Dafür bräuchte ich eine Bewilligung von der Zentrale aus Rom. Ob die Leute denn rauskönnten, frage ich. Er sagt, natürlich, jederzeit. Ob ich also mit jemandem von drinnen hier draussen sprechen könne, frage ich. Jetzt gehe das grad nicht, sagt er, er könne mir da leider nicht weiterhelfen. Europa, 2024.



Auf dem lokalen Friedhof haben Bewohner:innen und kirchliche Gruppen eine Ruhestätte für gestorbene Migrant:innen eingerichtet. Manchmal sind ihre Namen nicht bekannt.



Die Strasse führt zum Hotspot. Hierher werden die angekommenen Menschen in Bussen gefahren. Nach einigen Tagen werden sie aufs Festland gebracht. Das Zentrum hat 450 Plätze – in den Sommermonaten gibt es mehr Überfahrten, dann ist es zu klein.



Zum Reinspringen: In den Buchten um Lampedusa leuchtet das Meer in verlockenden Blautönen.